

Nr. 97. Bromberg, den 28. April 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von **Will Vesper.**

(9. Fortsetzung.)

Ref ritt die ganze Nacht durch und den folgenden Tag und die zweite Nacht. Er wußte nichts von sich, nicht, ob er unter Sternen oder der Sonne ritt. Nur zuweilen hielt er an und ließ das Pferd am Wegrand fressen. Aber das Tier war am Ende seiner Kraft und zu müde, zu fressen. Es warf sich auf die Erde und auch Ref schlief einen Augenblick, aber gleich darauf fuhr er wieder hoch, trieb das Tier mit Gewalt auf und ritt weiter. Kurz vor Grims Hof konnte es nicht mehr und brach zusammen. Da ließ er es liegen und ging taumelnd zu Fuß weiter. Als er vor Grim stand, sah er aus wie ein Gespenst, wie ein Toter, mit hohlen Augen. Grim nahm ihn in den Arm und führte ihn auf ein Lager. „Sie sind fort, Ref," sagte er, „es ist gar nichts zu tun jetzt."

Ref wollte sich nicht hinlegen, aber dann fiel er doch vornüber und schlief ein, noch ehe ihm Grimm die Beine auf das Lager gehoben hatte. Er schlief diesen ganzen Tag und die andere Nacht Dann wachte er ruhiger auf und aß und trank. Nachher ritten sie nach Weiberhalde hinauf. Von weitem schon rochen sie den alten Brand, und als sie näher kamen, hoben sich Scharen von Krähen von der Brandstätte. Bjarni Grimssohn, mit zwei Knechten, war auch mit. Sie gruben in der Asche. Nachher lag da etwas unter Pferdedecken. Ref hob sie auf und ließ sie wieder fallen. Thorgerds verbrannten Leichnam erkannten sie an der goldenen Kette, die sie getragen hatte.

Ref kümmerte sich um nichts. Er saß dort, wo einmal die Schwelle gewesen war, und stierte vor sich hin. Die anderen legten zusammen, was sie für die Reste von Menschen hielten, und dann gruben sie alles ein, mitten im Schutt des Hauses, und deckten die Herdsteine darüber. Hier würde so bald niemand wieder wohnen.

Als Ref heimritt war eine helle Sternennacht über ihm. Zur Linken rauschte das Meer. Milde Winde wehten tröstend und schmeichelnd über sein Gesicht. Zur Rechten standen hoch und schweigend die Häupter der Berge, noch voll Schnee, silbern leuchtend. Schön war die Welt. Aber Ref ballte die Faust und schüttelte sie in den Himmel hinauf. Und plötzlich legte er sich ganz vor auf den Hals des Pferdes und, von niemand gesehen und gehört, weinte er in die struppige Mähne des Tieres, das sanft sich wiegend unter ihm dahinging.

Als Ref wieder nach Schiffsstrand kam, machte er sich still an sein Werk. Gest hatte Sorge um ihn gehabt, weil er nur im Hausrock in die Nacht und in die Berge hinausgeritten war, ohne Wegzehrung und Trank. Aber Ref in seinem bitteren Schmerz und seinem Zorn hatte davon gar nichts gemerkt. Nachher hatte ihm Grimm mit einem warmen Mantel ausgeholfen. Darum erkannte ihn Gest nicht gleich, als er in der Dämmerung, leise Guten Abend wünschend, hereintrat. Es fiel Gest zum erstenmal auf, daß Ref ein Mann geworden sei, wirklich ein großer breitschultriger Mann. Der Bart hatte in den wenigen Tagen, da er unterwegs gewesen, weich, flaumig und braun sein ganzes Gesicht bedeckt. „Er pflegt sich also zu anderen Zeiten schon heimlich den Bart zu schaben," dachte Gest und mußte lächeln. Er sah auch, daß Ref noch schmäler und ernster im Gesicht geworden war, scharf und eckig, Kinn und Wange. Er gab ihm die Hand und drückte sie einen Augenblick fest und empfing einen festen Gegendruck. Ein warmes, väterliches Gefühl durchströmte Gest. „Nichts Neues?" sagte er fast gedankenlos nach seiner Gewohnheit. Ref schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Gest bereute die Frage, aber um so leichter konnte er jetzt sagen, was er sich ausgedacht hatte, um Ref in dieser schweren Zeit eine Freude zu machen und ihn von seiner Verzweiflung abzulenken. „Aber hier hat es Neues gegeben", sagte Gest. „Es ist ein Schiffsbesitzer hier ins Haus gekommen."

„So früh im Jahr?" sagte Ref. „Da kann er nicht von weither gekommen sein." Sein Gesicht verfinsterte sich. Er dachte an das Schiff, das auf dem Wege nach Grönland war.

Jetzt beeilte sich Gest, seine Überraschung anzubringen. „Nein", sagte er, „du bist es. Während du fort warst, habe ich eingesehen, daß dies Schiff, das du gebaut hast, auch dein Eigentum sein muß. Ich gab ja nur ein wenig Holz dazu. Aber du hast die Arbeit daran alleine gehabt. Es gehört dir mit Recht, und ich will es dir auch zur Fahrt ausrüsten. Ich bin zu alt für ein solches Schiff. Ein wenig zwischen den Klippen herum kann ich ja noch fahren, aber nicht mehr eine so große Fahrt unternehmen, wie dieses Schiff sie verlangen kann. Nein, du brauchst mir nicht einmal Dank zu sagen. Es gehört ja ohnedies alles dir, was mir gehört. Einen anderen Erben habe ich nicht." Jetzt wurde auch Gest traurig. Ref sah es und reichte dem Oheim die Hand. „Ich nehme die Gabe gerne an", sagte er. Mit einem Male war die schwerste Last von ihm genommen. Jetzt mochte das Schiff, das nach Grönland fuhr, nur fahren. Es schwamm nicht mehr unerreichbar nach unerreichbarem Lande.

*

Ref beeilte sich, sein Schiff ganz fertigzumachen. Viel fehlte nicht mehr. Am Tag vor dem Mittsommerfest riß er die vordere Wand des Schuppens nach dem Meere zu nieder, und mit Gest und den Knechten ließ er das Schiff auf Rollen und Balken hinausgleiten. Auch das hatte er alles geschickt und wie ein alter Schiffsbauer angelegt. Das Schiff glitt ohne viel Mühe langsam auf den Rollen vorwärts und aus dem Schuppen heraus in die Sonne Dort wurde es, dicht am Meere, festgekeilt. Ref wollte es hier draußen teeren, weil es in der Luft schneller trocknete.

Alles kam nun so, wie Gest sich gedacht hatte. Die Nachbarn liefen von weither und staunten das Schiff an. Es war Gewohnheit, daß zum Mittsommerfest jung und alt weit aus den Tälern nach Weide kam. Dort fanden die berühmtesten Spiele statt, Laufen, Ringen, Tanzen und Kämpfe der Pferde gegeneinander. Aber in diesem Jahr war doch das größte Wunder dies neue Schiff, das da hoch und mächtig am Meere stand. Ref wurde an diesem einen Tage berühmt, und keiner hielt ihn mehr für einen Tölpel. „Wie er sich verstellt hat" sagten die Leute. „Er ist klüger

als wir alle." Jetzt fiel ihnen wieder ein, daß er ja Ref, der Fuchs, hieß. „Er trägt also doch seinen Namen mit Recht", sagten sie.

Gest war glücklich und lud jeden ein, der vorbeikam. Er vergaß vor allem Volk sein lahmes Bein und hinkte herum und zeigte das Schiff von allen Seiten und machte auf seine Vorzüge aufmerksam. Er ließ Bier auf die Wiese hinausbringen und Met für die Frauen. Es gab ein fröhliches Fest, und noch nach vielen Jahren sprach man von diesem Mittsommerfest bei Refs großem Schiff. Die Väter nahmen ihre Söhne beim Ohr und sagten: „Ja, wenn du nur halb so geschickt wärest wie dieser Ref." Die Bauerntöchter in ihren schönen bunten Gewändern gingen Arm in Arm auf der Wiese auf und ab, bewunderten das Schiff und sangen Schifferliedchen, und ihre Augen suchten Ref. Aber er war nicht zu finden. Als er gemerkt hatte, welch ein Gerenne und Bewundern bei seinem Schiff begann, hatte er sich schon am frühen Morgen aufgemacht und war in die Berge gestiegen Er wolle nach den Schafen sehen, sagte er. Als er die Herde gefunden hatte, saß er bei dem Hirten und schwatzte mit ihm. Es war ein kleiner Bursche. Er hieß Buckel, denn er war ein wenig verwachsen. Mit dem schwatzte Ref. Und der kleine Bursche war glücklich, daß er Gesellschaft hatte und daß ein so stattlicher Mann solange bei ihm saß und so wichtige Dinge mit ihm besprach.

„Ja, nun werde ich bald weit fort fahren", sagte Ref, „willst du mit?"

Ja, das wolle er um sein Leben gern, sagten die Augen des Kleinen. Aber doch schüttelte er traurig den Kopf und sagte: „Ich darf nicht."

„Warum denn nicht?"

„Ja, wer bleibt denn bei den Schafen und bei Björn?" sagte Buckel. Björn war der Schäferhund, ein kleines wolliges Tier, ohne Rasse und Art.

„Die Schafe hütet ein anderer", sagte Ref, „und Björn nehmen wir auch mit."

Buckel lächelte zweifelnd. „Der Bauer wird es nicht erlauben."

Ref war fröhlich an diesem Tag, mit Maßen fröhlich. Er wollte so gern auch einem anderen eine Freude machen. „Das werde ich von Gest schon erbitten", sagte er. „Du mußt mit, du und Björn." Buckel lächelte vor sich hin. Ref erlaubte sich da wohl einen Scherz mit ihm, dem kleinen Schäferjungen.

„Willst du nicht?" fragte Ref

„O gerne, um alle Welt gerne. Über das Meer fahren? Nach Norwegen vielleicht? An des Königs Hof?"

„Das wird sich finden", sagte Ref. „Wenn du mit willst, so darfst du nicht fragen, so mußt du auf Gedeih und Verderben mitfahren."

„Ja, das wohl gerne", sagte Buckel, „aber, Ref, es wird doch nichts daraus und du machst dir einen Spaß mit mir."

„Schau her", sagte Ref, „gib mir deine Hand." Er faßte die kleine feste Knabenhand. „Sieh, und nun schlag ich ein. Du hast mein Wort, daß ich dich mitnehme, wohin ich auch fahre. Und nun schlag auch du ein."

Buckel sah ernsthaft auf Refs große schwere Hand, und dann legte er die seine hinein und sagte so würdevoll wie er nur konnte: „Bis ans Ende der Welt will ich mit dir gehen."

So gewann Ref in dieser Stunde, als ihm die Ohren hätten klingen müssen von dem Lob, das ihm und seinem Schiff von ernsten Männern gespendet wurde, als die schönsten Mädchen von Weide ihm gerne in die Augen gesehen hätten, diesen kleinen buckligen Knaben zum Freund. Es wurde eine Freundschaft, die erst der Tod trennte. Lange, lange nachher. Noch ist Mittsommertag, helle Sonne am hellen Himmel.

Buckel machte einen Freudensprung, und dann rollte er, eine drollige kleine Kugel, den Hang hinab und schrie vor unbändiger Freude. Er rollte bis vor seine kleine Schäferhütte, eine Hütte aus Laub und Zweigen und ein paar Fellen, unter denen er seinen Eßnapf, Brot, Fische, ein Lager und ein paar Habseligkeiten hatte. Er kramte in der Hütte herum, und als er wieder hervorkam, hatte er eine Flöte in der Hand, eine rohe, selbstgemachte Weidenflöte. Keuchend stapfte er den Hang hinan, und atemlos setzte er sich neben Ref Nach einer Weile hatte er wieder Luft und hob die Flöte an den Mund, und nun kamen so zarte, weiche Töne hervor, so kunstvolle und fröhliche Töne, daß es Ref war, als streichle ihn eine Hand, eine freundliche Hand, über das Haar und langsam den Nacken hinab. Er legte sich zurück und sah in den Himmel hinauf, durch den kleine weiße Wolken in einem hohen sanften Wind fuhren. Himmlische Schafe auf himmlischer Flur. Sanft wandelnd folgten sie einem unendlich fernen, zart lockenden Ton. Als Ref sich aufrichtete, standen die Schafe der Weide dicht gedrängt um ihn und den kleinen Hirten. Es war Abend geworden.

Erst in der Nacht kam Ref heim. Aber da war nun erst recht Lärm und ausgelassene Freude. Alle schienen berauscht zu sein von Gests starkem Bier und Met. Auf dem Hofe brannten Fackeln, und das junge Volk tanzte und brüllte. Ref schlich im Schatten vorüber. Überall standen paarweise die Verliebten und drückten sich an den Zaun. Ref ging über die Hauswiese nach dem Meere hinunter zu seinem Schiff und schwang sich hinein. Im Hause würde er heute doch keine Ruhe finden. Er legte sich mitten in das Schiff auf den Boden und blickte in die Sterne. Es gab so unendlich viele. Wenn man den Kopf drehte, war es, als schwanke der ganze Himmel. Dazu rauschte das Meer laut und nahe. Nachtvögel schrien. Ref fuhr wohl schon über die nächtige Flut, fuhr — zum erstenmal auf seinem eigenen Schiff — sanft in den Schlaf.

*

Ref erwachte von dem Geschrei der Möwen, wie er meinte. Aber jetzt hörte er, daß es Stimmen waren, laute und scharfe Stimmen zweier Männer. Sie standen wohl außen und besahen das Schiff. Am Himmel sah man noch Sterne, aber ein Hauch von anderem Licht, vom Licht des kommenden Tages, glänzte darüber. Es war noch sehr früh. Die Männer da draußen waren vielleicht übriggeblieben von dem gestrigen Fest. Ref fröstelte und gähnte. Plötzlich erkannte er Gellirs Stimme und sein scharfes spöttisches Lachen. Die beiden da draußen — oder waren es mehrere — erwarteten nicht, daß hier jemand so früh ihren Spott vernahm. Ref aber war sehr wach geworden.

„Das Schiff ist gut gebaut. Ein tüchtiges Werk", sagte die eine Stimme. „Wenn das dieser Trottel gemacht hat . . ."

„Das glaubt doch niemand", sagte Gellir. „Gest war oft genug in Norwegen. Er hat vielleicht dort dergleichen gelernt. Aber jetzt möchte er es diesem Ref zuschieben, damit es nicht heißt, daß er einen Trottel in der Familie hat."

Ref hatte keine Lust, länger zuzuhören. Er wunderte sich selbst, wie gleichgültig ihm dies Geschwätz war. Er wollte nur stilleliegen, bis die beiden sich entfernt hatten. Aber da hörte er ein Wort, das ihn auf die Beine brachte. Vorsichtig richtete er sich auf.

„Du bleibst also in Schafbergen und fährst nicht wieder nach Norwegen?" fragte Gellir.

„Ja, ja", sagte der andere und man hörte, daß er dazu lachte, „der Boden ist mir in Norwegen zu heiß unter den Füßen geworden. Aber ich hörte, daß du fuhrst und darum kam ich. Du könntest noch einiges für mich erledigen. Ich mußte allzu plötzlich abreisen."

„Ja, und hier", sagte Gellir, „könntest du es wohl auch ohne ein wenig Feuer nicht aushalten? Oder willst du mir auch erzählen, daß du in Weiberhalde nicht dabei warst, als man den Bau ausräucherte? Aber gut hast du dich herausgeschwindelt."

Eine Weile hörte Ref nichts mehr. Das Blut drang ihm in den Kopf und rauschte ihm in den Ohren wie Brandung, alles übertäubend. Nur ganz von ferne kamen die Stimmen.

„Du kannst nur glauben, daß ich es war, der die Grönländer darauf brachte. Nun werden die Felder von Weiberhalde billig."

„Und durch das Feuer sprangst . . ." sagte Gellir.

„Mein Zeug war ja ganz naß . . ." sagte der andere.

Ref sprang durch das Schiff wie eine Katze auf allen Vieren. Dort vorn hatte er einen Werkzeugkasten und sein Zimmermannsbeil. Mit dem Beil in der Faust stand er plötzlich über den beiden auf der Schiffswand und sah auf sie nieder. Vor Gellir stand ein kleiner dicker Mann, breitbeinig, die Hände in Gellirs Gürtel gesteckt. Lachend sah Gellir auf ihn hinab. „Leif, du Wolfshund." „Ja, du glaubst wohl . . ." sagte Leif. Da sprang ihm Ref vom

Schiffsrand herunter mit beiden Beinen in den Nacken, und im Sprung schlug er das Beil in Gellirs Schädel. Alle drei rollten zu Boden. Gellir fiel seitwärts wie ein gespaltenes Brett. Zu plötzlich auch kam der Schrecken über Leif. Ehe er noch begriffen hatte, was vorging, traf ihn ein furchtbarer Axthieb in die Seite unter den linken Arm und spaltete ihm die Brust bis ans Herz. Grausig anzusehen stand Ref über den blutenden Leibern und stieß einen Schrei aus, so wild und furchtbar wie ein getroffener Bär. Es klang nicht wie Triumph, sondern wie der Schrei eines, der selber zu Tode getroffen ist. Dann ging er an das Meer, kniete in den Sand und wusch sich lange die Hände und das Gesicht. Immer wieder ließ er das kalte Wasser durch das Haar und über die Stirne laufen. Eine dumpfe grausige Freude war in ihm, gepaart mit einem wilden Schmerz, als wäre dies alles kaum zu ertragen für sein einsames Herz. Er wusch auch seine Axt säuberlich. Ach, dachte er, viel lieber hätte ich dich immer nur in das gute reine Holz geschlagen. Dann aber wurde ihm klar, daß er nun fast mit einem Hieb sich selber und seine Mutter gerächt hatte. Ja, lang war seine Geduld, und wenn es möglich gewesen wäre, hätte er diesen Gellir laufen lassen. Aber niemand sollte denken, daß er nicht seine Ehre zu wahren wisse, wenn ihm auch wenig daran lag, was andere schwatzten.

„Und so die Götter zu höhnen!“ dachte er. „Durch das Feuer zu springen mit Betrug.“ Das kam ihm fast als das Schlimmste vor und unbegreiflich. Darum hatte auch Thor ihm beigestanden. Er neigte das Haupt nach Norden und dankte dem Gott.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spiegel.

Von Kurt Münzer.

Als Narciß sich über die Quelle beugte und im stehenden Wasser sich wiederfand, ward der Spiegel nicht erfunden. Er war früher da als der Mensch. Ehe noch bildende Hand Metall und schwarzglänzendes Gestein zur spiegelnden Fläche schliff, spreizte die wilde Taube am Bachrand sich schon zärtlich vor ihrem Ebenbild, und starrte der Affe vom Baum hinab in den Lianenteich in sein eigenes Augenpaar. Aber erst das denkende Tier, der Mensch, schuf sich den Spiegel nach seinen Wünschen — zum Dienst der Eitelkeit, zum Trug und Spiel.

Trug — und Spiegel? . . . Er, der die unbestechliche Wahrheit ist, der gnadenlose Reflex? . . . Nein, bestechlich ist sie nicht, diese silberne Kristallplatte. Aber da sie, gerahmt, immer nur eine Art Bild gibt, ein Stück Leben, aus der Umwelt herausgehoben, übt sie Betrug. Jeder Rahmen ist schon Fälschung, ist ein Künstler, ein Regisseur. Und der holdeste Fälscher: der Taschenspiegel . . .

Wer ist noch häßlich, der sich des Spiegelchens bedient? Es teilt sogar das Antlitz auf, zeigt die vereinzelte Schönheit eines sonst vielleicht ungestalten Gesichts, erlaubt die Illusion, der Rest sei entsprechend. Im trügerischen Oval des Spiegleins in der Handtasche, im zauberischen Spiegelrund des Puderdöschens wird jedes Antlitz schön.

Und dieser selbe Spiegel — kann er nicht in seinem winzigen Horizont eine ganze unsichtbare Welt umfassen? Siehe, da sitzest du zärtlich mit deiner Schönen in der Bar, und sie erneut im Spieglein mit anbetungswürdiger Sorgfalt ihre Malerei. Und zugleich erschaut sie, die Treulose, in diesem Rähmchen, was hinter ihr geschieht . . . Ohne daß du es ahnst, durchwandert sie im Spiegel die Regionen des Raums in ihrem Rücken, sie kann mit dir plaudern und zugleich mit der ganzen Jazzkapelle, mit sieben Tischen und dem blonden Mixer flirten.

Im Ausschnitt ist alles schön. Das weiß nun auch die Photographie von heut' und rahmt das Detail ein, hebt die Einzelheit heraus. Niemand darf beim Spiegel von Lüge sprechen, und doch ist er oft holdester Betrug. Aber selbst wo er unbestochen das Ganze gibt, verleiht er dem Objekt den Reiz, den das Original oft nicht hat. Er enthält Mystik, Zauberei, Geheimnis. Das Bild in ihm, substanziell real, ist doch vom Schimmer einer anderen Welt umflossen. — Mystisch bleibt uns — trotz Wissen und Willen — der Raum hinter dem Spiegel . . . Wen hat es nicht schon gelockt, einmal hindurch- und hineinzuschreiten? Wie, wenn plötzlich dein Spiegelbild nicht mehr im Augenblick tut, was du tust? Dein Lächeln wird nicht mehr erwidert? Deine Geste nicht mehr reflektiert? Wenn dieses dein Abbild plötzlich selbständig, eigenwillig rückwärts weicht in die dämmernde Tiefe des Spiegels, während du dich ihm voll Erstaunen entgegenneigst? . . . Es ist dieselbe gleiche Welt, die im Fluß sich wiederfindet, die gleiche Wolke schwebt im Teichesgrund, und derselbe Mond gleitet unter deinem Boot — und ist nicht doch dieses Abbild noch schöner als das Bild? Ist nicht hier ein Geheimnis über aller offenbaren Erscheinung? . . . Spiegelzauber . . . Jedes Volk hat ihn. In Mitternächten mancher Sternenläufe erscheint in ihm der Geliebte, der Tod. Das Jenseits taucht im Spiegel auf . .

Zauberspiegel . . . Er weitet unsere Räume und vervielfacht unser Licht. Er ist das festliche Element. Er, der Repräsentant der Wahrheit, ist zugleich der größte Illusionist. Wer kann ihn noch entbehren? Vielleicht der Mann? Muß nicht der Männlichste ihn befragen? Und nie genug aller Spiegel. Schaufenster werden Spiegel für Spazierende. In Stadtbahn, Straßenbahn, Autobus: oh, geliebte Fensterscheiben, aus denen wir selbst uns ins Antlitz blicken!

Schreckliche, holde Eitelkeit des Menschengeschlechts! Nimm uns unser täglich Brot, aber laß uns den Spiegel. Er ist der einzige Freund, der immer sagt, was wir hören wollen, der noch die bitterste Wahrheit schimmernd umrahmt. Seine Höflichkeit geht bis zum Betrug, aber noch im größten verletzt er die Wahrheit nicht. Großzügig ist er und vorurteilslos: alles nimmt er auf, ohne Einwand. Und boshaft ist er, treulos und vergeßlich: nichts behält er. Die schönste Frau läßt keine Spur in ihm, immer wieder ist er rein, jungfräulich, ungetrübt von Erlebnis. Und wieder dann kokett und begehrlich. Wer kennt nicht die Versuchung, sich seinem schöneren Abbild im Spiegel zuzuneigen, weiter, weiter — bis der Mund sich selber küßt? . . . Deine Geliebte, o Mann, der Spiegel schenkt sie dir in doppelter Gestalt. Ein Spiegel nur — Reflektor des Wirklichen — und ist er nicht doch, in seiner letzten geheimnisvollen Tiefe, schöpferisch? . . .

Das sonderbare Fräulein.

Skizze von Josef Winckler.

Unter uns am See, in der Pension von Askona, wohnte ein 50 Jahre altes Fräulein, Signorina Askuli stand auf dem kleinen Messingschild ihrer Etage. Diese Dame grüßte nie, schritt stets einsilbig die Treppe hinab in einem weiten grünseidenen Schultertuch mit Fransen, wie wir es häufiger in Spanien gesehen hatten. Aber sie war eine Italienerin, die hier in der Südschweiz in völliger Zurückgezogenheit lebte. Diese Eigenbrötelei jedoch erregte nirgends Verwunderung, da in Askona damals viele Künstler, Musiker, Maler, Dichter und sonstige eigenwillige Leute lebten. Man ließ jeden gewähren, solang er Bäcker und Schuster zahlte. Zudem wogt hier schon ins Tessin die bunte Unbekümmertheit, die blühende Wildheit südländischen Lebens herein. Dies Sonderlingsdasein der Dame war es also nicht, was in unseren Gesprächen oftmals zu mehr oder minder neugierigen Bemerkungen Veranlassung gab, vielmehr ihre schier närrische Tierliebe, die sich in Füttern, Dressur oder Wartung zahlreicher Finken, Drosseln, Kanarienvögel nicht genug tun konnte. In mehreren großen Bauern hielt sie ihre Heckenbrut um sich versammelt, und nie vergesse ich den sonnigen Dezembertag, es war unmittelbar nach Weihnachten, als uns von ihrem geöffneten Balkon eine Wolke hellen Vogelgezwitschers entgegenschlug, bei der grauen Farblosigkeit der winterlichen Rebstöcke, Gärten und Berge nicht anders, als bräche mit ungreiflicher Überraschung der volle Frühling plötzlich herein! Aber als wir, uns übers Geländer hinabbeugend, einige Krumen des Dankes streuen wollten, schlug Signorina Askuli in unmißverständlicher Abwehr frech klirrend das Fenster zu. Gedämpft, wie aus weiter Ferne, hörten wir die sonnenberaubten Tierchen nur weiter klingen.

„Gewiß hat sie unglückliche Liebschaften gehabt, einen bösen Verlust, irgend eine Schicksalshärte verbittert wohl ihr Gemüt" — meinte meine Frau —, „sodaß ihre Galligkeit keinem anderen Menschen Mitfreude an den Finken gönnt."

„Mag sein", erwiderte ich, „laß mich mit der Person in Ruh!"

„Vielleicht aber war's nur übertriebene Fürsorge, die durch fremdes Futter ihre Lieblinge geschädigt glaubt?" grübelte meine Frau weiter.

Als bald darauf wieder ein sonniger Tag schien, öffnete Signorina Askult sperrweit beide Fenster, ließ aber nicht nur die Gardinen geschlossen, sondern zog auch noch die Stores dahinter zu, so daß die sofort im frischen Lufthauch auftrillernden Käfigtierchen vor jedem Anblick oder Zugriff gesichert blieben. Wir hörten hinter den doppelten Vorhängen gedämpft nur ihr flötendes, zirpendes Sehnsuchtskonzert.

„Unbegreiflich, wie die Trulle ohne Kopfschmerz den ganzen Tag solch' Vogel-Jazzband aushalten kann!"

„Vielleicht ist sie taub", lenkte meine Frau wieder ein, „und ergötzt sich nur an Hüpfen und Gefieder?"

Der dicke Hauswirt, den ich nunmehr ausfragte, schüttelte lachend die gesalbte Mähne: „Taub? Keine Spur, mein Herr!"

Ob sie sich denn mit der Zucht von Singvögeln nähre?

Ihr Onkel sei der Marchese von P., ihre Mutter besäße bei Verona ein Schloß — im Gegenteil. Einmal hätte eine Angorakatz' sich hereingewagt und sieben Vögeln den Kopf abgerissen. Seit dieser Zeit zahle die Dame für jede Katze in der Nachbarschaft eine schöne Prämie, so daß man sie schon weidlich ausgenutzt habe. Es sei wirklich nur ein Sparren — und grinste: „Sie trägt die Vögel sogar auf dem Kopf!"

Nun beobachteten wir, wie das Fräulein am Sonntag in vollem Staat wirklich einen gefärbten ausgestopften Vogelbalg auf dem Hut trug. Und amüsierten uns.

Der Vogelgesang blieb gedämpft hinter den Fenstern.

Der Frühling kam. Der Silbersee glitzerte, daß man in der Morgensonne nicht auf den Spiegel hinaussehen konnte und die Tapete von Wellenkringeln blitzte. Jener zärtlich berauschende Duft, halb aus Apfelsinensüße oder Mandelblüte, halb aus Chianti und Olivenöl wie ein warmes feines Zuckerwerk in allen Sinnen gemischt, erfüllte Gassen und Häuser. Aber die Nächte waren noch empfindlich kühl. Man konnte sich leicht erkälten vom jähen Klimawechsel.

Der Vogelgesang hing gedämpft hinter den Fenstern.

Unsere Hausbewohnerin hatten wir längere Zeit auch nicht gesehen. Nur die Käfige hatten, vollständig mit Tüchern zugedeckt, einmal auf dem Balkon gestanden, wie verhüllte Bienenstöcke in praller Sonne. Traurig, durch diese wollenen Decken das halb erstickte Gezwitscher. „Nein, sie ist keine Vogelfreundin, ein perverses Frauenzimmer voll Tierquälerei. Mich wundert, daß sie ihren Lieblingen nicht die Augen mit der Stopfnadel aussticht, damit sie besser singen lernen!"

„Es ist Vorsorge gegen die Temperaturschwankungen", widersprach meine Frau, „hör doch, wie schon alle Kehlen es ihr danken im Zimmer!" Und wirklich, verwundert über so schönen Gesang, lauschten wir diesen halben Abend.

Am Morgen, früh erwachend, schien der Gesang sogar verstärkt, weit herrlicher, ein vereinter Jubelchor. Gegen Mittag jubelten sie noch lauter, noch schmetternder, wir staunten. Der Gesang wuchs und wuchs. Wir standen bezaubert oft am Fenster. So wunderschön und überlaut hatten wir sie alle versammelt niemals singen gehört!

Und so blieb es die ganze Nacht, die ganze Nacht!

Am Morgen klingelten endlich mehrere Lieferanten, der Hauswirt pochte: „Signorina, Signorina!" Alle ihre Vögel hinter der Tür jubilierten, jubilierten, jubilierten Antwort!

Und als man die Tür losbrach, lag das Fräulein tot ausgestreckt auf dem Bett — dieser überwältigende Gesang war ein verzweifelter Hungerchor.

Oder hatten sie, aus Rache, ihre Leiche so schön und laut besungen, nur um selber gerettet zu werden?



Bunte Chronik



25jähriges Jubiläum des Hagenbeckschen Tierparks.

Der berühmte Hagenbeck-Tierpark in **Stellingen** bei Hamburg feiert in einigen Tagen sein 25jähriges Jubiläum. Das Interesse für Tiere gehörte von jeher zur Tradition der Familie Hagenbeck. Bereits 1848 gründete Gottfried Klaus Hagenbeck eine Tierhandlung, die 1866 von seinem Sohn Carl Hagenbeck übernommen wurde. Auf diesem Gebiete war Carl Hagenbeck bahnbrechend, indem er Fang- und Jagdexpeditionen ausrüstete mit dem Zweck, seltene Tierexemplare, Elefanten, Löwen, Krokodile, Schlangen und Vögel aus allen Weltteilen herbeizuschaffen. Eine der größten Sehenswürdigkeiten Hagenbecks waren dressierte Eisbären. Der berühmte Polarforscher **Roald Amundsen** war von seiner Eisbärendressur so begeistert, daß er sich sogar mit dem Gedanken trug, für seine Polarfahrten die Hagenbeckschen Eisbären statt Hunden zu verwenden. Im letzten Moment gab Amundsen diesen Gedanken auf, da er befürchtete, daß die wilde Natur der Bären in ihrem heimatlichen Milieu über die Dressur siegen würde. Die Tiertransporte Hagenbecks entwickelten sich im Laufe der Jahre zu einem großartigen Unternehmen. Zur Weltausstellung in Chicago im Jahre 1893 transportierte er 1000 Tiere, und eine noch größere Menge von Tieren wurden von ihm 1910 nach Buenos Aires gebracht. Seinen Weltruhm verdankte Carl Hagenbeck vor allem der großzügigen Art, in der sein Tierpark im Frühling 1907 auf einem ausgedehnten Gelände zwischen Hamburg und Altona angelegt wurde. Hagenbeck führte für die Tierschau ein ganz neues Prinzip ein, indem er die Tiere **nicht hinter Gitter** einsperrte, sondern sie, soweit möglich, im Freien leben ließ, Löwen, Elefanten und Bären auf einem Gelände, das ihren Lebensgewohnheiten entsprach, Eisbären, Nilpferde und Seehunde in gewaltigen Bassins, und Hirsche, Gemsen und Steinböcke in einem kleinen Gebirge. Die Tierbestände im Naturpark von Stellingen repräsentieren einen sehr großen Wert. Allein die Abteilung, die aus einem indischen Nashorn, drei afrikanischen Nilpferden, drei Zwergnilpferden, fünf Giraffen und acht Elefanten besteht, wird auf 325 000 Goldmark geschätzt. Der Weltkrieg schlug dem Hagenbeckschen Unternehmen schwere Wunden. Die Blockade machte die Tiertransporte unmöglich. Auch hatten die Tiere unter Futtermangel zu leiden. Trotzdem blieb der Tierpark weiter bestehen. Nach dem Tode Carl Hagenbecks führten seine Söhne **Heinrich** und **Lorenz** das Unternehmen fort, das sich in den Nachkriegsjahren zu neuer Blüte entwickelte. Die Krise der letzten Zeit versetzte den Hagenbeckschen Tierpark in große Schwierigkeiten. Gerüchte wollten sogar vom Zusammenbruch des alten Unternehmens wissen. Ungeachtet der großen Not der Zeit gelang es den Brüdern Hagenbeck, den Tierpark zu erhalten.

Lustige Rundschau



*** Der Unterschied.** Frank läuft sorgenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Ein Schreibtisch-Methusalem und zwei wacklige Stühle bilden das ganze Mobiliar. Es klingelt. Sein Freund Elvig steht an der Tür, will Hut und Mantel wie gewöhnlich an der Flurgarderobe aufhängen, aber die ist nicht mehr da.

„Nanu?" fragte er erstaunt.

„Bis auf diesen traurigen Rest alles weg," sagt Frank resigniert und weist auf das halbleere Zimmer, „habe Konkurs gemacht, hoffnungslosen Konkurs."

„Und wieviel hast du gerettet?" fragt Elvig augenzwinkernd.

„Nicht einen Pfennig", stöhnt Frank.

Elvig klopft ihm auf die Schulter:

„Lieber Freund, dann hast du nicht Konkurs gemacht, dann bist du regelrecht **pleite!**"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von A. **Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.